



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

♀: Neue Literatur der deutschen Geschichte und Alterthumskunde. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in dem Raum einer heiteren Renaissance-Loggia ausgeführt denkt, und man begreift, bei aufrichtigem Bedauern über die Mühen des sehr fleißig durchgearbeiteten und, im Einzelnen betrachtet, äußerst wirksam colorirten Entwurfs das bedenkliche Kopfschütteln aller Beschauer. — Die charakteristische Lebendigkeit eines mittelalterlichen „Meßbildes“ und der „ersten Universitätsvorlesung“ unterliegt demselben Schicksal aus ähnlichen Gründen. Schließlich nur noch die Andeutung, daß ein Bewerber auf die unbeschreiblich führe Idee gekommen ist, den großmüthigen Bereicherer des Leipziger Museums, Kaufmann Schletter darzustellen, „wie er die bildende Kunst in Leipzig einführt“ d. h. in moderner Toilette eine bedenklich costumirte allegorische Dame einer Versammlung leipziger Notabilitäten vorstellt, und alsdann „wie er durch Carl August und Giotto (!) in den Kreis der Unsterblichen (diesmal im Mantel mit Sammttragen) eingeführt wird.“ — Daß ein historisirender Thiermaler in eine der Kuppeln den „asiatischen Urstier“ entworfen hat, der das Weltenei zerstößt, und die nordische Kuh Audumblah, die den Niesen aus einem Salzsteine leckt, erscheint dagegen noch als kleine Verirrung.

Man darf dem Leipziger Kunstverein Glück wünschen, daß ihm als Erfolg seines Concurrenzausschreibens die Theilnahme so hervorragender künstlerischer Kräfte geworden, aus denen nur zwei belohnen zu können die Preisrichter bedauern werden. Eine freudige Genugthuung muß aber das einstimmige Urtheil aller verständigen Beschauer bieten, daß trotz aller vom Auslande geborgten „technischen Errungenschaften“ des stylofen Realismus vor einer Aufgabe höherer Bedeutung nur die Künstler sich bewähren konnten, die fortgebaut auf dem ernstesten Grund der Altmeister neuer deutscher Kunst, welche dem Idealismus der Form einen Ausdruck gegeben, den wir als den höchsten künstlerischen Ruhm unseres Volkes und als den unvergänglichen Ausgangspunkt aller Bestrebungen nach einem hohen Ziele betrachten müssen. M. M.

Neue Literatur der deutschen Geschichte und Alterthumskunde.

3.

Ueber Bau und Einrichtung der Hofburgen des 12. und 13. Jahrhunderts. Ein kunsthistorischer Versuch von Alwin Schulz. Berlin 1862. Nicolaische Sort. Buchhandlung.

Der Verfasser war bemüht, ein Bild von Construction und Aussehen größerer Herrensitze aus der Hohenstaufenzeit zu geben. Er hat dazu fleißig die Stellen mittelhochdeutscher Dichter zusammengetragen, — die vorhandenen

Wörterbücher, z. B. das von Zarncke und Müller unter *palas* hätten ihm Material für eine noch größere Zahl von Citaten gegeben — er hat auch frühere Untersuchungen, zugängliche Kupferwerke sorglich benutzt und sich bauverständig auf den erhaltenen Trümmern alter Burgen zu orientiren gesucht. Die kleine Schrift ist deshalb eine bequeme Hilfe zur Lectüre mittelalterlicher Schriftsteller, auch der deutschen Dichter, obgleich der Verfasser nicht als Kundiger der alten Sprache geschrieben hat.

Aber ein wesentlicher Umstand ist dem Verfasser entgangen, oder doch nicht in das rechte Licht gesetzt worden. Das Bild einer Herrenburg um 1200, wie er dasselbe construirt, stimmt nicht zu den Anschauungen, welche die volksthümlichen Dichter jener Zeit von der Beschaffenheit eines Herrenhofes hinterlassen haben. Zumal in den Nibelungen ist weder der Hofhalt der Burgunden noch König Etzels in einer Ritterburg unterzubringen, und wenn auch als Wohnung der Brunhild eine Burg mit 86 Thürmen genannt wird, so ist doch dieser Sitz der nordischen Schlachtenjungfrau den deutschen Volksängern des 12. Jahrhunderts fremdartig und unheimisch, und mit der Handlung, welche dort verläuft, haben Mauer, Thürme und der Saal von grünen Marmelstein nichts zu thun. Der Verfasser der vorliegenden Schrift aber zieht die Nibelungen eifrig in Citaten heran, um das Bild seiner romanischen Hofburg deutlich zu machen, er verwirrt dadurch seine Darstellung und irrt vielleicht den Leser des großen deutschen Volksgedichtes.

Es gab nämlich seit dem Beginn des Mittelalters zwei ganz verschiedene Constructionen für einen Herrnsitz, den römischen Castellbau und den urdeutschen Hofbau. Vielleicht hatten die Deutschen bereits als sie die Römer kennen lernten, einen oder den andern festen Steinsitz mit Thürmen, einfache Fortificationen auf Anhöhen; zuverlässig ahmten sie schon vor der Völkerwanderung die römischen Befestigungsbauten nach und nisteten in den eroberten. Die Einrichtung dieser römischen Castelle ist uns nicht unbekannt, vom einfachen Wartthurm mit seiner Pallisadenumkleidung und vorspringenden Gallerie im oberen Stockwerk bis zum vielthürmigen Festungsbau vermögen wir das Hauptsächlichste ihrer Construction nachzuweisen. Noch in den letzten Jahren hat Kellers sorgfältige Untersuchung der Schweizer Castelle viele Einzelheiten verständlich gemacht, die Fügung der Mauern, die Einrichtung der Thürme mit Vorrathskammern, Fallthüren, Dach und Zinnen, den Hausbau innerhalb der Burg mit mehren Stockwerken übereinander. Ostgothen und Franken, Karolinger und Sachsenkaiser führten ihre Befestigungen nach dem Muster der römischen auf, sie ließen wohl auch darin einen Palast nach römischer Weise durch fremde Baumeister aufführen. Castelle und Burgen nach Römerbrauch zeigten ihre dicken Mauern und viereckigen Thürme häufig im Süden und Westen Deutschlands, als neure Forts auch an der Elbe und darüber hinaus. Aber bis nach dem Jahr

1000 breitete sich der gewöhnliche Hofhalt des deutschen Grundherrn oder Fürsten in einem Hofe von ganz anderer Beschaffenheit.

Der alte Hof der Franken und Thüringer, zuverlässig auch der übrigen oberdeutschen Stämme, war ebenfalls durch Zaun oder Mauer eingeschlossen, aber er umfaßte eine stattliche Bodenfläche, in ihm standen die Gebäude breitgelagert, einzeln, niedrig. Im scharfen Gegensatz zu dem altsächsischen Brauch ist bei den übrigen Deutschen das Bestreben erkennbar, die verschiedenen Thätigkeiten des Haushalts und der Wirthschaft in verschiedenen, zahlreichen Gebäuden unterzubringen. Das Haus, der Saal, die Kemenate werden am häufigsten als besondere Gebäude genannt, erst nach dem Jahr 1000 wird das Fremdwort *palatium* im Deutschen als Palas für Herrenhaus gebräuchlich. Der Saal ist in ältester Zeit das stattlichste Gebäude des Haushaltes, es ist die weite Halle, in welcher der Hofherr mit seinem Gefolge (Gesinde), seinen Hausgenossen und Gästen verhandelt, tafelt und zecht, es ist der Schmuck des freien Herrenhofes, noch in den Nibelungen ein einstöckiger Holzbau, wenige Stufen über den Boden erhöht, mit kleinen Fensteröffnungen, wahrscheinlich ohne andere architektonische Abtheilungen, als eine erhöhte Bühne auf einer Lang- oder Querseite des innern Raumes. Aus diesem Saal führt die Thüröffnung ins Freie die Treppe hinab, an den Thürpfosten stehen z. B. Hagen und Volker als Wächter, um einige Stufen höher als die herauspringenden Angreifer. Zwischen dem Saal und den Häusern — es werden an großen Fürstenhöfen von den Dichtern gern mehrere Paläste gezählt, — ist ein weiter Hofraum zum Spiel der Rosse und Männer, um die Wohnhäuser liegen die Kemenaten, kleine Wohnräume für die Frauen und Dienerinnen, Schlafstellen, Wirthschaftskammern; auch sie werden häufig als besondere Gebäude genannt oder sie sind dem Haus oder einer Mauer angebaut und haben in diesem Fall wol eigene Thüren ins Freie. Oft freilich sind sie Zellen im Hause.

Diese altheimische Weise, im weiten Hof, in niedrigen, neben einander stehenden Gebäuden zu hausen, verging allmählig. Die verheerenden Einfälle der Ungarn und Normannen, die Verminderung der freien Hofherren und das Aufkommen des räuberischen Dienstadels trugen dazu bei, den römischen Burgenbau zu verbreiten. Die Baukunst des romanischen Stils fand bei den hohen Steinhäusern zwischen Thürmen und Vertheidigungsmauern Gelegenheit, ihre Erfindungskraft zu bewähren und ihren Schmuck anzubringen. Aber die Gewohnheiten des deutschen Lebens machten sich auch in dem kunstvollen Burgenbau geltend, die Räume, welche auf der Fels Höhe eingengt durch Festungsmauern, nicht mehr als getrennte Gebäude neben einander stehen konnten, wurden unter demselben Dach über einander angebracht, und Kemenate, die Wohnstube mit dem Herd und Schornstein, ja auch der große Saal ordneten sich in die Stockwerke. Wurde der Saal in den obern Theil des

Burgbaues gelegt, so erhielt er auch die Aufgabe, bei einer Belagerung die bewaffneten Vertheidiger aufzunehmen, Wurfgeschosse und Bogenschützen wurden an seine Fenster gestellt, und wie er selbst die niedrigeren Werke und den Hofraum beherrschte, so wurde wieder er von dem großen Hauptthurme überragt. Die Wartburg, soweit der alte Bau aus der Restauration erkennbar ist, gewährt kein übles Bild von der Zusammenschachtelung der altdeutschen Wohnräume in einem Burgbau des romanischen Styles. Im 12. Jahrhundert waren diese neuen Hofburgen bereits der gewöhnliche Aufenthalt größerer Territorialherren, sie werden auch in den ritterlichen Dichtungen als Wohnsitz der Könige, schöner Frauen und Zauberer dargestellt. Daß sich aber in dem großen Volksgedicht der Deutschen so lebhaftere Erinnerung an Haus und Hof früherer Zeit erhalten hat, das ist eben so lehrreich, wie der Umstand, daß die Helden der Nibelungen zwar einige Mal modernen Ritterbrauch üben und zu Roß mit dem Speer kämpfen, daß aber ihre ernstesten Kämpfe zu Fuß ausgefochten werden, und daß sie dann den Ger, den altheimischen Wurfspeer, schleudern.

Altdeutsches Lesebuch, Gothisch, Altsächsisch, Alt- und Mittelhochdeutsch. Mit literarischem Nachweis und einem Wörterbuche von Oskar Schade I. Theil Lesebuch. Halle. Buchhandlung des Waisenhauses. 1862. Zunächst durch die eigenen Vorlesungen des Herausgebers veranlaßt, dem Lesebuch W. Wackernagels gegenüber durch billigeren Preis und stärkere Berücksichtigung des neunten bis zwölften Jahrhunderts motivirt. Die Einrichtung ist praktisch, jedem Stück ist ein literarischer Nachweis der Quellen, Handschriften, Drucke beigelegt, die Auswahl ist verständig, möglichst Interessantes und weniger Bekanntes hervorgehoben. Das Ganze eine nützliche und empfehlenswerthe Arbeit.

Altdeutsches Handwörterbuch von Wilhelm Wackernagel. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung. 1861. Die neue Auflage dieses Wörterbuchs, welches zunächst für die neue Ausgabe des altdeutschen Lesebuchs von Wilhelm Wackernagel bestimmt ist, umfaßt zwar nicht das ganze Gebiet der alt und mitteldeutschen Sprache, aber sie ist gegen die frühere Ausgabe des Wörterbuchs von 1842 fast um die Hälfte vermehrt, ist durchaus selbständig gearbeitet, in streng alphabetischer Ordnung, knapp und sorgfältig in den Erklärungen, mit reichlicher Berücksichtigung der Eigennamen und der alten Dialekte. Es wird auch, was den Reichthum an Wörtern betrifft, durch das große Wörterbuch von Zarncke und Müller keineswegs entbehrlich gemacht, und der gelehrte Herausgeber ist völlig berechtigt, anzunehmen, daß es bei jeder Lectüre mittelalterlicher deutscher Schriftwerke mit Nutzen und Freude gebraucht werden kann.

Das Nibelungenlied aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt von Eduard Bürger. Leipzig, Brockhaus. 1861. — Wir vermögen nicht die Ansicht des Uebersetzers zu theilen, daß seine Arbeit die rechte Mitte halte zwischen unpassender Modernisirung und einer harten Diction, die sich zu unfrei

an die alte Sprache anlehne. Er vermeidet allerdings ungewöhnliche Wörter, aber was er an ihre Stelle setzt, gibt häufig den Sinn ungenau oder unrichtig wieder und in dem glätten Vers stören Hiatus und moderne prosaische Wendungen doch zu sehr. Man wird sich zuletzt bescheiden müssen, das große Werk in der allerdings unbehilflichen Umbildung zu lesen, welche Simrock der mittelhochdeutschen Sprache gegeben hat. Denn die Schwierigkeiten einer guten Uebersetzung aus den alten Formen der eigenen Sprache sind unüberwindlich. Noch lebt der bei weitem größte Theil der alten Wörter in wenig geänderten Formen, aber fast jedes Wort hat in den sechshundert Jahren seine Bedeutung mehr oder weniger nüancirt und diese Veränderungen des Sinnes sind häufig so feine Schattirungen, daß wir gar nicht immer im Stande sind, durch ein anderes Wort die Veränderung auszudrücken. Und die Substituierung eines fremden Wortes oder eine Umschreibung stören wieder Rhythmus und Reim in peinlichster Weise. Ein Beispiel für Tausende und zwar ein bekanntes ist das Wort „Liebe“. Es bedeutet in den volksmäßigen Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts in der Regel frohe Empfindung oder Lust, keineswegs die warme Neigung, welche uns dadurch ausgedrückt wird. Es ist in vielen Fällen nur dann möglich, denn Sinn annähernd wiederzugeben, wenn man „Liebe“ mit „Freude“ übersetzt, — obgleich auch diese Vorstellung nicht ganz dem alten Sinne entspricht. In solcher Bedeutung steht es in wichtiger Stelle, am Schluß der Nibelungen, wo die Worte: als ie die liebe leide ze aller jungste git zu übersetzen sind: denn immer folgt zu allerlegt aus Freude Leid. Herr Bürger überträgt unrichtig: Wie immerdar die Liebe am Ende führt zu Leid.

In welcher Form man auch die Nibelungen durchlese, es liegt jetzt sehr nahe, dabei der großen Frage zu gedenken, welche die deutsche Philologie seit mehr als zwanzig Jahren fast unablässig beschäftigt und wiederholt so lebhaften Kampf der Gelehrten hervorgerufen hat, der Frage, wie das Gedicht entstanden ist. Die Untersuchung fällt zusammen mit der über Ursprung und Fortbildung aller epischen Volkspoesie und über die Methode des gesammten geistigen Schaffens in der Jugendzeit der Völker. Es ist bekannt, daß seit Wolf vornehmlich dieser Kreis von Untersuchungen der deutschen Alterthumswissenschaft eine eigenthümliche Physiognomie und ihren Resultaten eine Tiefe und Größe gegeben hat, um die uns andere Völker beneiden mögen. Denn zuerst dadurch wurde das Auge befähigt, tief in die geheime Werkstätte der jungen Volksseele hineinzublicken, Ursprung, Wandlung und älteste Geschichte der Sprachen, der Sitte, des Rechts, der Poesie und Kunst zu begreifen, erst seitdem wurden der Wissenschaft die Völker der Erde zu lebendigen einheitlichen Organismen mit einer geistigen Individualität, einer persönlichen Anlage und treibenden Kraft. Zwischen der großen Arbeit Wolfs über Homer, den kühnen Untersuchungen Bachmann's über die Nibelungen, der Kritik biblischer Ueber-

lieferungen durch Strauß und die Tübinger Schule ist ein tief innerer Zusammenhang, und trotz aller Verschiedenheit der Ueberzeugungen in einzelnen Fragen sind die Hauptresultate dieser großen Arbeiten Gemeingut aller wissenschaftlich berechtigten Richtungen und Schulen geworden. In der That erwächst der Streit über die Existenz eines Homers und über den Dichter des Nibelungenliedes, wenn man die Fragen auf den Hauptpunkt zurückführt, jetzt bereits nur aus einer Verschiedenheit der Ansichten über das Mehr oder Minder, über den größeren oder geringeren Antheil, den eine einzelne Dichterpersönlichkeit an der Construction der Gedichte in der uns erhaltenen Form gehabt habe. Die eifrigsten Anhänger von Wolf und Lachmann begreifen, daß einmal ein Einzelner, oder Mehrere nach einander die vorhandenen Volkslieder zusammengesetzt und verbunden haben, die eifrigsten Verfechter des alten Homer und eines Nibelungendichters räumen ein, daß die Volksage lange Zeit, bevor sie zu einem einheitlichen Gedicht zusammengebunden ward, in einzelnen Gesängen und Liedern durch die Lande getragen wurde, und sie sind genöthigt, zuzugeben, daß in den erhaltenen Gedichten Einfügungen und Zusammensetzungen sichtbar sind, welche sich nur aus einer unbefangenen Benützung vorhandener epischer Stücke erklären lassen. So kommt die Frage zuletzt darauf hinaus: Wie groß ist bei Griechen, Germanen oder bei dem epischen Gedicht eines andern Volkes der Antheil des alten Redactors? Ist seine Arbeit ein künstlerisches Umschaffen des vorhandenen epischen Stoffes, so planvoll und schöpferisch frei, daß er als der Dichter betrachtet werden muß, oder ist sein Verdienst nur das eines poetisch begabten Sammlers, welcher das fertige Einzelne mit mehr oder weniger Geschick zusammengesügt, arge Widersprüche ausgeglichen und was etwa am Zusammenhang fehlte, ergänzt hat. Und selbst dieser Gegensatz der Auffassung ist noch durch nähere Betrachtung alter Zustände gemildert worden. Es ist uns nicht mehr schwer zu begreifen, daß auch eine selbständige und starke Dichterkraft in jener alten Zeit durchaus nicht unter dem Zwange dichtete, eine originelle und eigenthümliche Arbeit liefern zu müssen, und daß er mit einer Unbefangenheit und Sicherheit schon Vorhandenes für sein Gedicht verwertbete, welche jetzt durchaus unerlaubt, ja unmöglich wäre. Andererseits verkennen auch die Vertreter der Wolf-Lachmann'schen Auffassung nicht, daß der alte Redactor nicht nur mit poetischem Gemüth den Zusammenhang der Sage, wie er in der Seele seiner Zeit lebendig war, empfunden hat, sondern daß er auch keineswegs mit einer modernen Pietät gegen alte Ueberlieferungen erfüllt war, und daß er zuverlässig während der Zusammensetzung sich als schaffender Dichter fühlte, der behaglich umformte und wegließ, was ihm irgend gut schien. Sicher wird innerhalb der so gezogenen Schranken noch lange ein Gegensatz der Ueberzeugungen bestehen, aber auch diesem Gegensatz werden die Grenzen immer enger gesteckt, je mehr unsere Einsicht in die

Urzeit des volksthümlichen Schaffens zunimmt. Wir sind gerade bei epischer Poesie schon jetzt im Stande, an den verschiedenen Völkern ehr abweichende Redactionsweisen zu erkennen.

Bei den Serben sind uns die epischen Volkslieder so erhalten, wie sie von den einzelnen Sängern zur Gusle recitirt worden sind, dort sind die Gesänge des altnationalen Sagenhelden, des Königssohns Marko, durch keinen spätern Redactor zu einem Ganzen verbunden, ja einzelne derselben sind uns mehremal, aus dem Munde verschiedener Säger, aufgezeichnet. Grade die verhältnißmäßige Armuth und Eintönigkeit der serbischen Volkspoesie macht den Vergleich mit andern Volksepen sehr lehrreich. Es ist deutlich zu erkennen, wie weit die lebendige Tradition der Sage noch jetzt die einzelnen Säger beherrscht und welche Freiheiten sie ihnen gewährt, ferner auch, wie sich doch über den einzelnen Gesängen der epische Zusammenhang der Sage erhält. Fast noch lehrreicher als die serbischen Lieder ist das große finnische Epos Kalvala, dessen einzelne Gesänge erst in unsrer Zeit aus dem Munde des Volkes gesammelt, als ein Ganzes aneinandergereiht und mit einem gemeinsamen Namen versehen wurden. Zu diesen epischen Ueberlieferungen in Einzelliedern bildet den stärksten Gegensatz das große Sammelwerk des Persers Firdusi; dort ist altheimischer Sagenstoff, der von alten Sängern und wahrscheinlich auch durch frühere Redactoren zu einer Anzahl größerer Gedichte zusammengeschlossen war, in verhältnißmäßig später Zeit bei ganz veränderten Culturverhältnissen unter der Herrschaft arabischer Bildung und Sprache von einem gebildeten Hofsänger überarbeitet und zu einem unförmlichen Werke zusammengeschweißt worden. Eine weit andere, ältere Verbindung massenhaften epischen Materials stellen wieder die großen Sammelwerke der Inder, Mahabharata und Ramajana, dar, aus denen zahlreiche ältere Dichtungen mühelos ausgeschieden werden können. Zwischen den Serbenliedern und der Methode der Hindus sind die Ueberreste celtischer Poesie einzureihen, welche lange von einer geschlossenen Dichterkunst fortgepflanzt wurden, dann die Sagenbildung und epische Dichtung der Romanen im Mittelalter, endlich die zahlreichen epischen Poesien der Germanen und zuletzt die homerischen Gesänge. — Wer jetzt die Frage über Ursprung und Umbildung der epischen Dichtungen fördern will, der hat zunächst die Aufgabe, in eingehender Forschung die verschiedenen Epen der fremden Völker mit einander zu vergleichen, und aus dem Gemeinsamen und Besondern ihrer Redaction, aus ihrer Composition und dem Grade ihrer Entfernung von der schöpferischen Epenzeit Schlüsse auf Griechisches und Deutsches zu ziehen. Er wird gut thun, dabei auch auf den epischen Vers Rücksicht zu nehmen und die Gesetze zu suchen, nach denen derselbe aus den Volksseelen quillt, überall je zwei poetische Sätze durch Parallelismus, Klang, Rhythmus zusammenbindend

♀.